

3. Versuchsanordnung

In seiner Fallstudie *EXPERIMENTALSYSTEME UND EPISTEMISCHE DINGE* entwickelt Hans-Jörg Rheinberger die Auffassung vom Forschungsprozess als eine Aktivität, die sich grundlegend in Experimentalsystemen manifestiert. Experimentalsysteme bestimmt er als „hybride Einrichtungen: Sie sind zugleich lokale, soziale, technische, institutionelle, instrumentelle und epistemische Schauplätze“ (Rheinberger 2001: 31). Ich möchte das Vorgehen dieser Arbeit als Experimentalsystem nach Rheinberger begreifen und es mithilfe der von ihm erarbeiteten Terme „epistemisches Ding“, „technisches Ding“ und „Hybrid“ beschreiben. Zwar bezieht sich Rheinberger im Hinblick auf seine Fallstudie auf die Naturwissenschaften und besonders auf die Biologie, doch häufig spricht er auch allgemein von „der Wissenschaft“. Er vertritt die Auffassung von *Forschungsanordnungen* als „die Kernstruktur, in der wissenschaftliche Aktivität sich entfalten kann“ (Rheinberger 2001: 19). Die zentrale Beobachtung, „daß die wissenschaftliche Aktivität immer nur eine lokale, eingeschränkte sein kann“, müsse „auch der Tätigkeit des Historikers und Philosophen“ zugestanden werden (Rheinberger 2001: 8 f.). Die konzeptuelle Schablone des Experimentalsystems lädt zur Übertragung ein – trotz aller Unterschiede zwischen den lokal kanonisierten und ausgiebig trainierten Arbeitsweisen in den verschiedenen Disziplinen. In diesem Kapitel werde ich Rheinbergers Schablone kurz erläutern und zeigen, wie ich sie auf meine eigene Arbeit übertrage (3.1.). Anschließend gebe ich einen historischen Abriss über das verwendete technische Ding, die Feldforschung (3.2.), um dann meine konkrete Variante davon vorzustellen (3.3). Ich werde auf die Art der Bearbeitung des gesammelten Materials und schließlich die Übersetzung in Textform eingehen (3.4), ebenso wie auf die Implikationen der Untersuchung (3.5).

3.1 EPISTEMISCHES DING, TECHNISCHES DING, HYBRID

Rheinberger skizziert das Konzept des epistemischen Dings so: „Epistemische Dinge sind die Dinge, denen die Anstrengung des Wissens gilt – nicht unbedingt Objekte im engeren Sinn, es könnten auch Strukturen, Reaktionen, Funktionen sein.“ Charakteristisch für sie ist eine „irreduzible[] Verschwommenheit und Vagheit“ (Rheinberger 2001: 24). Epistemische Dinge sind „grundsätzlich komplexe Erscheinung“ oder Fragen, die die Forschung „noch gar nicht klar zu stellen in der Lage ist“ (Rheinberger 2001: 22). Diese „begriffliche Unbestimmtheit“ zu Beginn des Forschungsprozesses ist nach Rheinberger „nicht defizitär, sondern handlungsbestimmend“ (Rheinberger 2001: 24). Sein eigener Forschungsprozess ist von dieser Logik nicht ausgeschlossen:

„Als ich erste Entwürfe zum Text aufzuschreiben begann, wußte ich nicht, daß in ihm schließlich die Experimentalsysteme eine derart dominierende Stellung einnehmen würden. Der Begriff war zunächst nichts weiter als ein Supplement für ‚empirisches Denken‘ [...]. Er gab meinen umherschweifenden Gedanken festen Halt [...].“ (Rheinberger 2001: 11)

Die komplexen Erscheinungen, denen die Anstrengungen der Forschung gelten, werden von „stabile[n] Umgebungen, die man als Experimentalbedingungen oder technische Dinge bezeichnen kann“, „eingefasst“ (Rheinberger 2001: 25). Zu den technischen Dingen gehören alle Artefakte der materiellen Kultur der Wissenschaftspraxis: Aufschreibe- und Ordnungssysteme, Instrumente und Apparaturen der Generierung, Prozessierung und Speicherung von Daten. Es sind die materiellen Umgebungen, die die noch diffusen Phänomene, denen das Interesse gilt, „erst als solche hervortreten [lassen]“ (Rheinberger 2001: 26). Die technischen Dinge sind die Anordnungen, „in denen [die epistemischen Dinge] sich verkörpern und in denen sie gewissermaßen hausen“ (Rheinberger 2001: 10).

Was am Ende des Forschungsprozesses als Resultat angeführt wird, besitzt nach Rheinberger einen grundlegend hybriden Charakter: Resultate sind Mischwesen aus epistemischen und technischen Dingen. Erst in der materiellen Versuchsanordnung, die wiederum angeleitet wird von einer unklaren Vorstellung des Phänomens, dem das Forschungsinteresse gilt,

nimmt das Ergebnis seine spezifische Form an. Hier zeigt sich das Verständnis, das hinter dem anfangs irritierenden Label *Science and Technology Studies* steht. Wissenschaftliche Ergebnisse sind nicht unabhängig vom technologischen Arrangement, mit dem sie erarbeitet werden: „Die Bedingung wissenschaftlicher Forschung ist, daß sie sich im Bezirk des Technischen abspielt.“ (Rheinberger 2001: 29 f.) Dieses Verständnis richtet sich gegen einen „naiven Realismus“, der einen Unterschied „zwischen Fakt und Artefakt“ proklamiert (Rheinberger 2001: 10).

Die Dreiteilung in epistemisches Ding, technisches Ding und Hybrid ist im Forschungsprozess nicht feststehend. Eine Unterscheidung „läßt sich nicht ein für allemal zwischen den verschiedenen Komponenten eines Systems vornehmen“ (Rheinberger 2001: 27). Im Verlauf der Forschung wechseln sich epistemische und technische Momente ab. Sie stehen in einem „beweglichen Verhältnis“ zueinander und unterliegen „einer ständigen Revision“ (Rheinberger 2001: 27 f.). So können „ausreichend stabilisierte epistemische Dinge“ zu Bausteinen in der technischen Experimentalanordnung werden (Rheinberger 2001: 26). Stabilisierte epistemische Dinge sind dann beispielsweise Bestandteile der so genannten theoretischen Rahmung einer Studie, die in der Logik eines Experimentalsystems als technisches Ding zu begreifen ist: „Ob ein Objekt als epistemisches oder als technisches funktioniert, hängt von dem Platz oder dem Knoten ab, den es im experimentellen Kontext besetzt.“ (Rheinberger 2001: 27) Was in dem einen Forschungsprozess epistemisches Ding ist, kann in einer anderen Forschung Teil der technischen Dinge sein und umgekehrt: Zum Beispiel werden in der methodologischen Forschung technische Dinge zu epistemischen Dingen. Dazu weist Rheinberger darauf hin, dass es zwischen den beiden Reinformen des epistemischen und technischen Dings „Hybride jeglichen Grades“ gibt (Rheinberger 2001: 27).

Das epistemische Ding der vorliegenden Studie ist die verschwommene Frage nach den Medien und Technologien der Koordination in Organisationen. Diese Frage bearbeite ich ausgehend von zwei technischen Dingen. Das erste ist die theoretische, konzeptuelle und begriffliche Rahmung durch die Medienwissenschaft, die Akteur-Netzwerk-Theorie und die *Process Organization Studies*. Als zweites experimentelles Arrangement, in dessen Grenzen das epistemische Ding Gestalt annehmen und „materielle Spuren“ (Rheinberger: 2001: 9) hinterlassen soll, habe ich die Feldforschung gewählt. Die Feldforschung ist die distinkte Methodik der volkswissenschaftlichen,

ethnologischen und anthropologischen Forschung.¹ In den letzten dreißig Jahren hat sie jedoch jenseits von Anthropologie und Ethnologie ein interessantes Eigenleben geführt: Sie ist zum festen Mitglied des sozialwissenschaftlichen Methodenkanons geworden und dient dort als Modell für wissenschaftliche Reflexivität. Auch deshalb hat sie sich als Markenzeichen der *Science and Technology Studies* etabliert. Mein experimentelles Arrangement der Wissensgenerierung stützt sich entsprechend der Historie der Feldforschung „auf eine Hierarchie bereits etablierter, aufeinander bezogener und abgestimmter Prozeduren“ (Rheinberger 2001: 27). Es wird „vom System früherer Experimente und Entscheidungen *geschleppt*“ (Fleck 1980: 114, Herv. von mir, L. C.). Ich gebe einen kurzen Eindruck von diesen früheren Experimenten und Entscheidungen und zeige, wie sie Merkmale der Feldforschung befragt und verändert haben.

3.2 FELDFORSCHUNG: VERSCHLEPPTE ENTSCHEIDUNGEN

Kriegsbedingt verbringt der Ethnologe Bronislaw Malinowski die Zeit von 1914 bis 1918 auf den Trobriand-Inseln vor Papua-Neuguinea und macht aus der Not eine Tugend: Er siedelt in die Dörfer der Einheimischen über, beobachtet ihr Alltagsleben über lange Zeiträume hinweg und etabliert damit das so genannte „Feldforschungsparadigma“ (Kaschuba 1999: 65). Die aus dem Aufenthalt resultierende Studie *ARGONAUTEN DES WESTLICHEN PAZIFIK: EIN BERICHT ÜBER DIE UNTERNEHMUNGEN UND ABENTEUER DER EINGEBORENEN IN DEN INSELWELTEN VON MELANESISCH-NEUGUINEA* (1922) enthält eine Beschreibung seiner Methode der extensiven Feldforschung. Die Beschreibung „beeinflusst nachhaltig“ die Vorstellung davon, wie Feldforschung auszusehen hat (Kaschuba 1999: 68). Malinowski beginnt seine Ausführungen quasi komplementär zu Rheinberger mit einem

1 Die verwendeten Bezeichnungen für die Disziplin und damit die gesetzten Schwerpunkte variieren je nach Wissenschaftskultur: Es verfestigen sich die Terme „Volkskunde und Völkerkunde in Deutschland, Ethnographie und Ethnologie in manchen osteuropäischen Ländern, Sozialanthropologie oder Ethnologie in England und Anthropologie, später Kulturanthropologie in den Vereinigten Staaten“ (Kaschuba 1999: 21).

Verweis auf die methodische Praxis der naturwissenschaftlichen Forschung:

„Niemandem würde es einfallen, einen Experimentalbeitrag auf den Gebieten der Physik oder Chemie zu schreiben, ohne detailliert über alle Anordnungen der Versuche zu berichten: ohne eine exakte Beschreibung zu geben aller benutzten Apparate, der Art und Weise, in der die Beobachtungen zustande kamen; [...].“ (Malinowski 1979: 24)

Er vertritt wie Rheinberger die Auffassung, dass es eine Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Aktivitäten ist, es stets mit „Bedingungen“ zu tun zu haben, „unter denen das Experiment oder die Beobachtung zustande kamen“ (Malinowski 1979: 24). Es gehört zur „Redlichkeit“ der Forschung diese darzustellen (Malinowski 1979: 25). Entsprechend formuliert er die Parameter einer Feldforschung, wie er sie praktiziert hat und konstatiert, dass es nur in dieser Form der Feldforschung gelingen könne, „das unverfälschte Bild des Stammeslebens“ zu vermitteln (Malinowski 1979: 28). Das Hauptkriterium ist der intensive Kontakt mit den „Eingeborenen“ über einen langen Zeitraum hinweg und am besten als einziger Vertreter „der eigenen Art“ (Malinowski 1979: 29). Forscher_innen sollten „ohne andere Weiße direkt unter den Eingeborenen leben“ (Malinowski 1979: 28). Es soll ein Zustand erreicht werden, in dem sie nicht mehr als „Störfaktor“ (Malinowski 1979: 29) auftreten und deshalb den Tagesablauf direkt beobachten können. Für seinen eigenen Fall beschreibt Malinowski: Es „spielte sich alles, was geschah, in meiner unmittelbaren Nähe ab, es war unmöglich, daß etwas meiner Aufmerksamkeit entging“ (Malinowski 1979: 30). Weitere zentrale Aspekte der Feldforschung, wie Malinowski sie entwirft, bestehen „im Sammeln von konkretem Belegmaterial“ (Malinowski 1979: 34), sowie darin, die Eingeborenen dazu zu motivieren, über Routinen, Einrichtungen, Verhaltensweisen und ihre Ansichten, Meinungen und Gefühle möglichst detailliert Auskunft zu geben. Die gesammelten Informationen sollen in Listen, Tabellen, Karten und Diagrammen zusammengefasst werden.² Hinzu kommt „eine Reihe sehr wichtiger Phänomene, die möglicher-

2 Diese Überblicksdokumente dienen laut Malinowski vor allem der „Glaubwürdigkeit“ (Malinowski 1979: 37). Sie wird auch durch Fotografien befördert (vgl. Malinowski 1979: 39).

weise nicht durch Befragung oder Auswertung von Dokumenten in Erfahrung zu bringen sind, sondern in ihrer vollen Wirklichkeit beobachtet werden müssen“ (Malinowski 1979: 42 f.). Dazu zählen routinisierte Praktiken wie Kochen oder Körperpflege, sowie Stimmungen und Atmosphären. Es gilt dabei, „in die Geisteshaltung einzudringen, die in ihnen ihren Ausdruck findet“ (Malinowski 1979: 43). Die Beobachtungen sollen in einem ethnografischen Tagebuch festgehalten werden (vgl. Malinowski 1979: 45).

Nach Malinowski und der dominanten Meinung seiner Zeit liegt die Hauptaufgabe ethnografischer Forschung darin, die Ordnung, nach der ein Stamm organisiert ist, aufzudecken. Dieser Schwerpunkt ergibt sich daraus, dass sich die damalige Ethnografie gegen das in Missionarsberichten gezeichnete „populäre Verständnis“ richtet, die Eingeborenen lebten „mehr oder weniger nach Lust und Laune am Busen der Natur“ (Malinowski 1979: 32). Im Kontrast dazu will man das durch vielfältige Regeln bestimmte „starre Skelett des Stammeslebens“ (Malinowski 1979: 33) anhand von Clanstrukturen, Verwandtschaftsbeziehungen und Sittenkodices aufzeigen. In diesem Zusammenhang formuliert Malinowski ein weiteres zentrales Merkmal der Feldforschung, nämlich die Nicht-Exklusion bestimmter Bereiche der Gesellschaft: „Der Feld-Ethnograph muß ernst und nüchtern den ganzen Umfang der Phänomene in jedem Aspekt der Stammeskultur, die er studiert, berücksichtigen [...]“. Malinowski geht davon aus, dass sich die spezifische Ordnung und die Gesetzmäßigkeiten des Stammeslebens „in jedem Aspekt durchsetzen“. Das verlangt von der Untersuchung, die Beobachtungen aus verschiedenen Bereichen „zu einem zusammenhängenden Ganzen“ zu vereinigen (Malinowski 1979: 33). Es ist dieser holistische Aspekt der anthropologischen Forschung, keine strikte Trennung zwischen beispielsweise den Bereichen Technik, Religion, Kriegsführung oder Tierwelt zu machen, den Bruno Latour hervorhebt:

„Bei den fremden Kollektiven hatte die Anthropologie keine Probleme, alles gleichzeitig zu behandeln [...]: die Kräfte, die im Spiel sind; die Machtverteilung zwischen Menschen, Göttern und anderen Wesen; die Verständigungsverfahren; die Verbindungen zwischen Religion und Macht; die Ahnenwelt, die Kosmologie, das Eigentumsrecht und die Taxonomien von Pflanzen und Tieren.“ (Latour 2008: 23)

Eine solche Nicht-Exklusion, „eine *längere* Liste“ zu Beschreibung von Gesellschaft (Latour 2006a: 207), fordert Latour auch für eine „Anthropologie der modernen Welt“ ein (Latour 2008: 24).

Heute gehört Feldforschung oder teilnehmende Beobachtung zu den standardmäßig genannten Methoden der empirischen Sozialforschung (z. B. Flick/von Kardorff/Steinke 2008). Sie dient nicht mehr der Erforschung fremder ‚Naturvölker‘, sondern der Untersuchung der eigenen, gegenwärtigen Kultur. Die Ethnologie ist zu einer „Gegenwartswissenschaft“ geworden (Kaschuba 1999: 85). Kultur versteht sie als den „Modus der materiellen wie ideellen Daseinsbewältigung“ oder schlicht als das „Normale, Alltägliche“ (Kaschuba 1999: 94). Die strengen Regeln, nach denen Malinowski gearbeitet hat, werden auf ihre Sinnhaftigkeit und ihre Umsetzbarkeit hin befragt und schließlich insgesamt zur Disposition gestellt (z. B. Geertz 1993). Diese starke Selbstreflexivität setzt bereits ab den 1950er Jahren ein und wird zu einer neuen Kernkompetenz der Anthropologie.

Ein Beispiel ist die wegweisende Studie REFLECTIONS ON FIELDWORK IN MOROCCO (1977) von Paul Rabinow (aber auch Lévi-Strauss 1955; Bohannan 1964; Geertz 1973). Es handelt sich um eine Reflexion der Methodik der Feldforschung basierend auf Rabinows eigenen Erfahrungen während seines ersten Forschungsaufenthalts. Die Studie beginnt autobiografisch: Rabinow schildert sein Studium der Anthropologie in Chicago. Es ist geprägt von der hierarchischen Unterscheidung zwischen denjenigen Studierenden, die bereits Feldforschung betrieben haben, und denjenigen, die sie nur aus der Theorie und aus Erzählungen kennen. Feldforschung ist hier mythisch aufgeladen als etwas, das man *machen* muss, um es zu verstehen und das sich einer adäquaten Beschreibung entzieht. Sie gleicht einem „Initiationsritual in die echte Ethnologengemeinde“ (Kaschuba 1999: 68). Mit einer entsprechend überspannten Vorstellung erreicht Rabinow das marokkanische Dorf, das den Schauplatz seiner ersten eigenen Feldforschung darstellen soll. Er schildert erste Annäherungsversuche, Unsicherheiten und Ängste. Endlich stellt sich die Situation ein, die seiner idealen Vorstellung von Feldforschung entspricht: „sitting in the heart of a thousand-year-old walled city with my turbaned friends, notebook on my lap, drinking tea and being the participant observer.“ Er schreibt, „it was immensely ‘ethnographic’ and fulfilled all of my images of myself as anthropologist“ (Rabinow 1977: 35).

Doch diese Wahrnehmung von „immensely ‘ethnographic’“ hält nicht lange an. Bald erlebt er Abweichungen von seiner Idealvorstellung. Er beobachtet, dass sich seine Informanten im Verlauf seiner Anwesenheit verändern und wie sie schließlich zu antizipieren scheinen, was er hören möchte. Sie beginnen ihre Welt aus der Perspektive des Ethnografen zu betrachten. Über seinen zentralen Informanten Ali schreibt Rabinow: „Under my systematic questioning, Ali was taking realms of his own world and interpreting them for an outsider.“ (Rabinow 1977: 39) Das Buch liefert weitere Schilderungen von Situationen, in denen sich das uneindeutige, ständig schwankende Abhängigkeitsverhältnis zwischen Forschenden und Forschungsfeld offenbart. Das Verhältnis ist aufreibend und ermüdend, „one could almost say it is ‘unnatural’“ (Rabinow 1977: 39).

Aus dieser und ähnlichen Studien entwickelt sich eine dem gesamten Forschungsprozess gegenüber sensible Haltung, die das Malinowski'sche Verständnis auf die Probe stellt. Es ergeben sich neue Grundverständnisse. Zum Beispiel: Egal wieviel Zeit Forscher_innen in einem bestimmten Feld verbringen und egal mit welchen Medien und Technologien sie ausgestattet sind, die Resultate von Feldforschung sind immer als kontingent und variabel anzusehen (vgl. van Maanen 1988: 4). Auch die Vorstellung, dass das Feld von der beobachtenden Instanz separat gedacht werden kann, wird zurückgewiesen: „All researchers are to some degree connected to, or part of, the object of their research.“ (Davies 1998: 3) Man erkennt, dass die Forschungsaktivität das Feld nicht unberührt lässt: „[...] ethnography irrevocably influences the interests and lives of the people represented in them – individually or collectively, for better or worse.“ (van Maanen 1988: 5) Die Wissenschaftler_innen beginnen das von kolonialistischen Machtstrukturen und Konflikten bevölkerte Verhältnis zwischen Forscher_in und „Beforschten“ zu befragen. Es geht darum, welche Partei welche Art von Einfluss auf das finale Produkt, den ethnografischen Bericht, ausüben kann und wie Darstellungen instrumentalisiert werden (z. B. Said 1978). Es schält sich auch ein Verständnis dafür heraus, dass die Situation, die die Forschung interessiert, als abgegrenztes Feld konstruiert ist. Die Feldforschung greift bestimmte Ausschnitte aus der Lebenswelt heraus und „formuliert Fragen und Blickrichtungen“ (Kaschuba 1999: 199). Sie produziert „das Feld“. Der letztendliche Forschungsbericht ist eine Verdichtung, die „unausweichlich“ different zur Wahrnehmung anderer Personen dieser Lebenswelt ist (Kaschuba 1999: 198). Es findet auch eine Thematisierung der narrativen und

rhetorischen Konventionen des ethnografischen Schreibens statt. Ein neuer Konsens lautet, „*all texts are stories*“ (Latour/Woolgar 1984: 284). Man diskutiert offen über Komplexität und Ambiguität und wie sie mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Redlichkeit zu vereinbaren sind (vgl. van Maanen 1988: 8).

Diese starke Selbstbefragung wandelt sich jenseits der Anthropologie in einer „breiteren Bewegung verstärkter Selbstobjektivierung der Wissenschaft“ zu „etwas wie einem Modell für reflexive Bemühungen in anderen Sozialwissenschaften“ (Berg/Fuchs 1995: 15). Die Debatten der reflexiven Ethnografie bieten Anschluss für die grundsätzliche Frage nach dem „Beziehungsgeflecht zwischen Forscher bzw. Forscherin und den Anderen“ (Berg/Fuchs 1995: 13 f.). Ab den 1980er Jahren widmet sich die Wissenschaftsforschung – als Disziplin der Selbstobjektivierung der Wissenschaft – diesem Beziehungsgeflecht aus nächster Nähe. Sie beginnt dabei in dem Bereich, der dem populären Bild von „harter“ Wissenschaft am ehesten entspricht: der naturwissenschaftlichen Laborforschung. Es geht um die Frage, wie naturwissenschaftliches Wissen in konkreten, lokalen und materiellen Forschungskontexten entsteht. Um diese moderne, westliche Institution „Forschung“ *in situ* zu erkunden, bedient man sich der Feldforschung. Zentral für dieses neue Programm der Wissenschaftsforschung, zu dem auch Rheinbergers Studie (2001) zählt, sind die bereits genannten Studien *LABORATORY LIFE: THE CONSTRUCTION OF SCIENTIFIC FACTS* (1979) von Steve Woolgar und Bruno Latour und *DIE FABRIKATION VON ERKENNTNIS* (1984) von Karin Knorr-Cetina. Sie präsentieren Wissenschaft als eine lokale Praxis, die mit unterschiedlichen Technologien, Medien und Materialitäten verwickelt ist. In diesem Verbund werden wissenschaftliche Fakten nicht entdeckt, sondern vielmehr erzeugt.

Im Rückgriff auf Knorr-Cetinas und Latour/Woolgars Aufarbeitung der Materialität und Kontingenz der Forschungspraxis, beginnen nachfolgende Studien mit der strengen Form der Feldforschung zu spielen und sie zu variieren. Die Aufenthalte verkürzen sich und kombinieren sich mit anderem Datenmaterial. Das Ziel der Beobachtung ist es nicht mehr, die innere Ordnung einer Institution greifbar zu machen, sondern folgt ganz unterschiedlichen, konkreten Fragestellungen. Bruno Latours Beobachtung einer bodenkundlichen Expedition im Amazonas folgt beispielsweise der Frage nach der Referenz in den empirischen Wissenschaften: „Sprechen die Wissenschaften von der Welt?“ „Unterscheiden sich Wissenschaft und Fiktion

voneinander?“ (Latour 2000: 42 f.) Michel Callons Untersuchung der Kammuscheln von St. Brieuc stellt eine methodologische Frage: „Was würde geschehen, wenn durch die ganze Analyse hindurch zwischen den Verhandlungen, die über die natürliche und die soziale Welt geführt werden, die Symmetrie aufrecht erhalten wird? Würde das Ergebnis zwangsläufig totales Chaos sein?“ (Callon 2006: 141 f.) Marianne de Laet und Anemarie Mol erklären in ihrer Studie über die *Zimbabwe Bush Pump*, „we mobilize empirical materials so as to make a set of theoretical points“ (de Laet/Mol 2000: 255, Fn. 1). Die experimentierende Anwendung der Feldforschung in den *Science and Technology Studies* ist die konsequente Umsetzung und Anerkennung der Erkenntnisse, die man hier über den praktischen Forschungsprozess gewonnen hat (siehe auch Kapitel 2.2.2).

Die Feldforschung hat sich also weit von ihrem positivistischen Erbe entfernt, „ein vollständiges und adäquates Bild“ zu geben (Malinowski 1979: 46). In einer Reihe von Auseinandersetzungen und Entscheidungen darüber, welche Merkmale der Feldforschung „mitgeschleppt“ und welche fallen gelassen werden, hat sie sich zu einer Methode transformiert, die die Materialität, Körperlichkeit und Kontingenz des Forschungsprozesses reflexiv integriert. Sie vertritt explizit das Dogma von „particularity and embodiment of all vision“ (Haraway 1988: 582). Die Beobachtung ist in den Forscher_innen verkörpert, sowie in den niemals neutralen medientechnischen Apparaten, die zum Einsatz kommen. Objektivität zeichnet sich in diesem Verständnis durch perspektivische Eingenommenheit aus: „The moral is simple: Only partial perspective promises objective vision.“ (Haraway 1988: 583) Das Gegenteil dieser Auffassung von „*situated knowledges*“ bezeichnet Donna Haraway pointiert als den „godtrick of seeing everything from nowhere“ (Haraway 1988: 582). Es ist die – ihrer Argumentation nach verantwortungslose – Behauptung „to see and not be seen, to represent while escaping representation“ (Haraway 1988: 581).

3.3 DIE EXPERIMENTALANORDNUNG

Um eine offene teilnehmende Beobachtung in einem Unternehmen zu machen, beginne ich nach geeigneten Unternehmen zu suchen. Ich formuliere Kooperationsanfragen, die meine Fragestellung und die Methode der Feldforschung erläutern und um die Möglichkeit bitten, über einen Zeitraum

von ein bis zwei Monaten Prozesse der Koordination vor Ort beobachten zu können. Für dieses epistemische Ding ist keine Einschränkung hinsichtlich der Branche nötig. Denn es geht weder um spezifische Technologien, noch um spezifische Organisationsstrukturen, sondern die Frage nach dem Beitrag der Medien zu den Praktiken der Koordination. Auch die Größe des Unternehmens ist nicht ausschlaggebend, obwohl forschungspragmatisch ein kleines bis mittelständisches Unternehmen einfacher zu überblicken ist.

Eine erste Anfrage an eine bekannte und forschungsnahe Firma läuft ins Leere. Auch auf Rückfrage erhalte ich keine Antwort. Viele Personen, denen ich von meinem Plan erzähle, halten ihn für aussichtslos. Welches Unternehmen würde so eine Feldforschung zulassen, von der es wahrscheinlich keinen Nutzen hat? Unternehmen gehören zu jenen Feldern, „die den Zugang zu ihren Bereichen aktiv kontrollieren können und wollen“ (Wolff 2008: 338). Organisationen verfügen hinsichtlich ihrer Umwelt über „eine breite Palette von Praktiken, um sich neugierige Dritte vom Leib zu halten, um Informationen über sich selbst zu generieren, sie zu beeinflussen und ihre Verwendung zu kontrollieren“ (ebd.). Sie stehen in einer Tradition der hermetischen Abgrenzung. Unternehmen sind nicht als offene oder öffentliche Einrichtungen angelegt, sondern ganz im Gegenteil: Sie sind private, entsprechend gegen Eingriffe geschützte und aus Geheimhaltung Vorteile erzielende Einheiten. Ganz im Sinn dieser strategischen Verslossenheit verstehen sich Unternehmen gegenüber anfragenden Forscher_innen als „die Überlegenen, vor denen sich Forschungsinteresse und -kompetenz erst einmal zu legitimieren haben“ (Kaschuba 1999: 204).

Ein Bekannter schlägt mir ein mittelständisches Unternehmen vor, für das er selbst gelegentlich arbeitet. Es sei das einzige Unternehmen, von dem er sich vorstellen könne, dass sie mich meine Beobachtungen machen lassen. Er erzählt dem Geschäftsführer Z. von meinem Projekt und arrangiert ein Telefongespräch. Wir vereinbaren, dass ich mein Vorhaben ihm und seinem Vorgesetzten vor Ort vorstellen kann. Etwa einen Monat später fahre ich an den Standort in Süddeutschland. Das Gelände ist mit Maschendraht umzäunt, davor parken ein paar Dutzend Autos auf einem Kiesplatz. Ein Drehkreuz mit Sprechanlage und Kamera reguliert den Zugang.



Abb. 4: Feldzugang

Die Firma N. ist ein metallverarbeitendes Unternehmen mit mehreren Standorten in Deutschland und in der Schweiz. Ich habe nur den Standort N. R. kennengelernt, der etwa 115 Angestellte, davon einen Großteil in der Produktion, beschäftigt.³ Die Produktion ist automatisiert. Sie besteht aus sieben Produktionslinien, die jeweils vom Rohmaterial bis zur Verpackung des fertigen Produkts reichen. Daran angeschlossen sind Werkstätten und die Büros der Verwaltung und des Managements.

Im Besprechungszimmer einigen der Geschäftsführer Z., der Standortleiter B. und ich uns darauf, dass ich im September 2012 etwa drei Wochen vor Ort verbringen kann mit der Option auf einen zweiten Aufenthalt (der im März 2013 auch stattfindet). Im Gegenzug soll ich eine thematisch von ihnen nicht näher spezifizierte, aber anwendungsorientierte Analyse zur Unterstützung der Geschäftsleitung anfertigen. Dem Standortleiter B. gefällt die Idee, dass ich einen völlig fremden und „theoretisch geschulten“ Blick auf die Prozesse werfen könne und so der „Betriebsblindheit“ entgegenwirke. Er betont die Unterschiedlichkeit zwischen meiner und ihrer Alltagswelt, die produktiv gemacht werden könne. Herr Z. und Herr B. verlie-

3 Im Folgenden verwende ich nicht die Formulierung „Standort N. R.“, sondern spreche von der „Firma N.“.

ren aber keine unnötige Zeit. Ihre Sprache ist knapp, das Tempo insgesamt zügig. Auf diese zeitliche Knappheit weist auch die Organisationsethnografin Vicki Smith hin. Forscher_innen in „Arbeitsorganisationen“ fänden sich oft genug wieder „sandwiched“ in das „staggeringly busy schedule“ des leitenden Personals (Smith 2010: 226).

„Ich glaub’, ich bin drin“, lautet mein Fazit – in Anlehnung an die 90er Jahre Werbung für den einfachen Internetzugang. Aber was bedeutet es, „drinnen“ zu sein? Wie viele Räume gibt es dort und stehen sie alle offen? Was muss ich tun, um dort jeweils Zugang zu erhalten? Ab wann bin ich wieder draußen? In meinem Fall stellen Herr B. und Herr Z. die *gatekeeper* dar: Als Führungspersonal sind sie für die Verwaltung der „Grenzbeziehungen“ der Firma zuständig (Wolff 2008: 342). Sie haben mir formal den Zugang gewährt. Doch für den umfassenden Zugang zur gesamten Firma, das heißt zu allen Angestellten, verweisen sie mich an den Betriebsratsvorsitzenden K. Er ist der *gatekeeper* zu jenen „Werkern“, wie die Angestellten in der Produktion hier genannt werden, die für Herrn B. und Herrn Z. schwer zu erreichen sind. Die Notwendigkeit meiner Legitimierung durch den Betriebsratsvorsitzenden ist auch der Verweis auf eine Asymmetrie: Der Standortleiter und der Geschäftsführer billigen über ihren Rang in der Entscheidungshierarchie den Zugang, doch die einzelnen Organisationsmitglieder werden nicht um ihr Einverständnis gebeten. Sie sehen sich eines Tages ungefragt mit mir konfrontiert. Das Hinzuziehen des Betriebsratsvorsitzenden federt die Asymmetrie ab. Man verteilt die Zugangserlaubnis auf eine dritte Person, die in keinem leitenden, sondern in einem *vertretenden* Verhältnis zu den restlichen Organisationsmitgliedern steht.

Das „Drinne“ und „Draußen“ des Feldes präsentieren sich als keine eindeutig bestimmbar Bereiche. Es wird nicht einmalig und auch nicht nur von einer Seite über Inklusion oder Exklusion entschieden. In der einschlägigen Literatur heißt es: „Es wäre verfehlt, beim ‚Weg ins Feld‘ an eine fixe Grenze zu denken, nach deren Überschreitung sich das Innere des Feldes dem forschenden Blick offen und ungeschützt darbietet.“ (Wolff 2008: 334) Vielmehr muss man den Zugang als „eine nie ganz abgeschlossene Arbeitsaufgabe“ begreifen (Wolff 2008: 336). Er ist das flüchtige Resultat eines gegenseitigen Einverständnisses, auch wenn dieses Einverständnis nicht immer explizit formuliert wird. Von den meisten der Angestellten, die sich eines Tages ungefragt mit mir konfrontiert sehen, erhalte ich Zugang zu ihrer Arbeitswelt. Manche verweigern mir ihre „Mitwirkung“ (Wolff 2008: 335). Sie sind nicht

bereit, ihre Ungestörtheit aufzugeben und die „Selbstverständlichkeiten“ ihrer Tätigkeit infrage stellen zu lassen (Wolff 2008: 347).

Insgesamt verbringe ich die Zeit vom 18.9. bis 8.10.2012, vom 25.2. bis 1.3.2013 und den 4.3.2015 in der Firma N. Als Arbeitsplatz erhalte ich einen Schreibtisch, der gerade nicht gebraucht wird. Ich bekomme auch Sicherheitskleidung (einen blauen Kittel und Sicherheitsschuhe), die firmeneigene „Uniform“ (dunkelblaues T-Shirt und Sweatshirt mit Logo) und eine Chipkarte, um meine Anwesenheit zu registrieren. Mir wird ein abschließbarer Schrank zugewiesen, in dem ich die Klamotten, gesammelte Unterlagen und meine Kamera aufbewahren kann. Auf den verschiedenen Touren am ersten und zweiten Tag werde ich abwechselnd vorgestellt als „Praktikantin“, „Studentin, die hier ihre Doktorarbeit schreibt“ oder „von der Universität“. Eine Dame reagiert prompt mit „Optimierung also“. Das scheint ein naheliegender Gedanke zu sein. Der Betriebsratsvorsitzende K. deutet an, dass sie in letzter Zeit häufiger zu tun hätten mit „Unternehmen, die andere Unternehmen rationalisieren“. Die Firma ist in unterschiedliche, von anderen Unternehmen begleitete Transformationsprozesse eingebunden und befindet sich damit in einer „sensitiven Phase“ (Wolff 2008: 342). Mir präsentieren sich zentral a) die Umstellung des zentralen *Enterprise Resource Planning*-Systems vom Anbieter Infor auf den Anbieter SAP und b) die Überarbeitung der Prozesse in Richtung einer *lean production* mithilfe der Beratungsfirma S. Beide Projekte laufen bereits über einen längeren Zeitraum. Ich bin eine weitere Person, die sich alles anschaut und Fragen stellt. Entsprechend werde ich in diesen Zusammenhang der schrittweisen, aber deutlich spürbaren Umstrukturierung des Unternehmens eingeordnet. Ich bemühe mich deutlich zu machen, dass ich nicht da bin, um Defizite und Optimierungspotentiale aufzuspüren. Ich gebe an, dass ich lediglich verstehen will, wie sie die Koordination der verschiedenen Prozesse handhaben. Doch das Misstrauen lässt sich nicht immer ausräumen. In der entsprechenden Literatur heißt es: „Praktisch jeder Ethnograph dürfte zu irgendeinem Zeitpunkt seiner Arbeit als eine Art von Spion wahrgenommen worden sein.“ (Wolff 2008: 344) Man wird häufig wahrgenommen als „ein Mensch ohne Geschichte, der sich nur schwer in die dort gewohnten Kategorien einordnen lässt und dessen Loyalität zweifelhaft bleibt“ (Wolff 2008: 339 f.). Dass jemand da ist, um Prozesse zu beobachten und nicht um in irgendeiner Art *optimierend* zu intervenieren, ist keine gewohnte Kategorie in der Firma N. Mein Vorhaben kollidiert mit den „örtlichen Weltbildern“ (Wolff 2008: 340).

Utz Jeggle beschreibt als die eigentlichen „Geheimnisse der Feldforschung“, was selbstgewisse Forscher wie Malinowski oder der recht joviale Bruno Latour außen vor lassen: Von Seiten der ‚Beforschten‘ ist es die „Enttäuschung über eine Wissenschaft, die nicht das erforscht, was man ihr vorgibt“ (Jeggle 1983: 187). Es besteht Misstrauen gegenüber einer „Geistesbeschäftigung, die von außen eindringt, vom Staat finanziert wird und deren Ziele im Alltagszusammenhang uneinsichtig bleiben“ (Jeggle 1983: 187). Als befremdlich bis sogar anrühlich können Menschen es empfinden, dass Wissenschaftler_innen sich nicht mit ihrer Ansicht nach „vernünftigen und hilfreichen Dingen“ beschäftigen, sondern stattdessen an Themen arbeiten, deren praktischer Nutzen unersichtlich bleibt (Jeggle 1983: 191). Entsprechend haben nicht alle Feldteilnehmer_innen Lust, sich auf den Eindringling einzulassen, sondern ganz im Gegenteil. Sie nehmen ihr Recht in Anspruch, „von der Wissenschaft in Ruhe gelassen zu werden“ (Jeggle 1983: 190).

Während meiner Zeit bei der Firma N. nehme ich die Rolle der weniger teilnehmenden, als eher offenen Beobachterin ein: Meine Anwesenheit wird meistens deutlich registriert. Man führt mich herum, erklärt mir Dinge, stellt mich weiteren Personen vor und fragt mich aus. Als Struktur für mein Durchwandern der Firma wähle ich den Verlauf, den ein Auftrag nimmt. Ich beginne also bei Frau K., die Kundenanfragen bearbeitet und Angebote erstellt, und ende bei Herrn H., der den Versand der Ware betreut. Neben dieser linearen Kette gibt es auch Bereiche, die in einem anderen Rhythmus und in einer anderen Relation zum Auftrag stehen, beispielsweise die Lagerhaltung, die Buchhaltung oder den Werkzeugbau (Produktionslinie vs. Nebenbetriebe, „reine Produktion“ vs. „querdurch“). Auch sie suche ich auf. Ich verabrede mich mit den zuständigen Personen oder komme unangekündigt vorbei. Nach einigen Tagen weiß man Bescheid und erwartet mich schon. Manchmal werde ich auch wieder weggeschickt und auf den nächsten Tag vertröstet, weil andere Sachen gerade dringender sind. Zeitweise ist es recht hektisch und man signalisiert mir, dass jetzt keine Zeit für mich sei. In jedem der Bereiche spreche ich jeweils mit den Hauptverantwortlichen und ihren direkten Mitarbeitenden. Selten kommt es zu einem Austausch mit den „Werkern“, wie die Angestellten in der Produktion genannt werden. Ich führe lose strukturierte Interviews, die ich nach Einverständnis der Gesprächspartner_innen mit einem digitalen Aufnahmegerät aufzeichne. Die Interviews starten meist mit der Frage nach

dem Arbeitsbereich, den benötigten Informationen und den verwendeten Hilfsmitteln. Davon ausgehend ergibt sich ein Gespräch. Ich fotografiere alles, was mir auch nur im Ansatz interessant erscheint: Lagerbestände, Ankündigungszettel, Schmierereien, Aktenregale, Auftragsscheine, Sortierkästchen, den zentralen Server, Büros, Flure etc. Ich notiere so ausführlich wie möglich Beobachtungen und Aussagen oder Gespräche, die jenseits der Interviews stattfinden. Zwischendurch sitze ich an dem mir zugewiesenen Schreibtisch, mache Notizen oder transkribiere Interviews.

3.4 EIN RISKANTER BERICHT ÜBER VIELFÄLTIGE HANDLUNGSTRÄGER

Als Material aus den Aufenthalten bei der Firma N. ergeben sich etwa 25 Interviews von einer Länge zwischen 20 und 90 Minuten, etwa 40 Seiten Tagebuch- und Beobachtungsnotizen, zahlreiche Fotos, außerdem Belegmaterial wie Auftragsscheine, *screenshots* von den verwendeten Programmen, eine Kopie des internen Management-Handbuchs u. ä. Es ist ein „inspizierbare[r] Textkorpus“ entstanden, der beobachtet „und zwar wiederholt beobachtet werden kann“ (Breidenstein et al. 2013: 109). Er vermittelt die Vorgänge in der Firma N. so, wie sie sich mir, der Kamera und dem Aufnahmegerät präsentiert haben und dazu gibt es keine Alternative (vgl. Jeggle 1983: 189; Haraway 1988). In meiner Bearbeitung dieses Materials orientiere ich mich an den Hinweisen, die Bruno Latour in *EINE NEUE SOZIOLOGIE FÜR EINE NEUE GESELLSCHAFT* gibt. Das Buch mit dem Untertitel „Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie“ versteht sich als einen „Reiseführer“ durch ein gleichzeitig banales wie exotisches Territorium: „[E]s ist nur die gewohnte soziale Welt“ (Latour 2007: 37). Einen Reiseführer nennt Latour das Buch deshalb, weil es lediglich eine „Stimme aus dem Off“ sein soll, die „im Gelände“ Anregungen bietet (Latour 2007: 38).

Nach Latour ist es wichtig, den untersuchten Akteuren nicht vorschnell eine Interpretation für ihre angeblich „blinde Praxis“ aufzudrängen (Latour 2007: 28). Die ANT geht davon aus, „Ordnung sehr viel besser anschließend finden zu können, *nachdem* sie den Akteuren gestattet hat, das volle Spektrum der Kontroversen zu entfalten, in die sie verstrickt sind“ (Latour 2007: 44). Es geht darum, verschlungene Wege und widersprüchliche Aussagen zur Darstellung zu bringen, anstelle sie zu sortieren und in das Raster

zu pressen, das die Wissenschaftler_innen für angemessen halten. Die Erzählungen der Akteure sollen nicht in etablierte wissenschaftliche Argumentationen übersetzt und von ihnen ersetzt werden (vgl. Latour 2007: 84 f.). Vor allem warnt Latour davor, im Vorhinein zu definieren, wer oder was die handelnden Akteure eines Feldes sind. Handlungsträger zeigen sich deutlich und ausschließlich in den Aussagen der Informanten. Es sind Entitäten, die sich „als etwas *tuend* oder ein Tun veranlassend“ (Latour 2007: 92) präsentieren. Diese Entitäten können sehr konkret sein, zum Beispiel eine Person. Sie können aber auch viel weniger einem klassischen Akteur ähneln, wenn es sich etwa um eine technische Apparatur handelt und sie können sehr abstrakt sein, wie beispielsweise im Fall einer Norm oder einer Idee. Handlungsträger machen sich durch eine mehr oder weniger deutliche Figuration bemerkbar: „Was agiert, wird im Bericht stets mit einer gewissen Konsistenz versehen und mit Merkmalen, die ihm irgendeine Form oder einen Umriß verleihen, ganz gleich, wie vage.“ (Latour 2007: 93)

Die Aufforderung, die möglichen Handlungsträger nicht zu beschränken, fällt mit dem Ansatz der soziomateriellen Praktiken zusammen. Dass „Handeln unter verschiedenen Handlungsträgern verteilt wird, von denen nur die wenigsten den Menschen gleichen“ (Latour 2007: 88), stimmt überein mit der Vorstellung eines „deeply constitutive entanglement of humans and organizations with materiality“ (Orlikowski/Scott 2008: 466). Latour beschreibt Handeln als einen „Knoten, eine Schlinge, ein Konglomerat aus vielen überraschenden Handlungsquellen“ (Latour 2007: 77). Orlikowski und Scott sprechen von sich gegenseitig durchdringenden Handlungsträgern (vgl. Orlikowski/Scott: 2008: 455). Der Ansatz der soziomateriellen Praktiken, die Akteur-Netzwerk-Theorie, die Medienwissenschaft und ähnliche intellektuelle Traditionen ermöglichen, aus heterogenen Elementen bestehende Handlungszusammenhänge wahrzunehmen und zu beschreiben. Sie sensibilisieren für aus Menschen, Technologien, Diskuren und Institutionen bestehende Gemengelagen. Sie fordern dazu auf, diese Gemenge nachzuzeichnen, anstelle ihnen hinterher zu räumen.

Am Ende steht ein Bericht. Doch „[w]ir schreiben Texte, wir schauen nicht durch eine Fensterscheibe“ (Latour 2007: 212). Der wissenschaftliche Text ist ein eigenwilliger Mittler. Das Schreiben lässt einen Dinge sagen, die man nicht sagen will und hindert einen daran, die Dinge zu sagen, die man sagen will (vgl. Latour 2007: 216). Unter der für die ANT zentralen Annahme, dass „Fabrikation und Artifizialität nicht das Gegenteil von

Wahrheit und Objektivität sind“, formuliert Latour, was dennoch einen objektiven Bericht ausmacht (Latour 2007: 216 f.). Ein solcher Bericht lässt die untersuchte Welt im Text weiter zirkulieren. Er lässt sie sich bis in den Text ausdehnen, indem er versucht, die „Energie, Bewegung und Spezifität“ (Latour 2007: 228) der untersuchten Welt in den Text zu übermitteln: „Die ganze Frage ist, ob das Ereignis des Sozialen sich bis zum *Ereignis* des Lesens verbreiten kann, durch das Medium des Textes.“ (Latour 2007: 231) Genau an dieser Fortführung und Herstellung einer „plausible[n] *Kontinuität*“ kann ein Text scheitern: „Textliche Berichte können scheitern, wie das bei Experimenten ebenfalls häufig der Fall ist.“ (Latour 2007: 222) In diesem Sinn versteht Latour Berichte als „riskant“. Sie können entweder „genau, getreu, interessant *oder* objektiv sein (Latour 2007: 221, Herv. von mir, L.C.). Ein Bericht scheitert demnach, wenn er vorgibt, „ein Ding da draußen“ im klassischen Sinn objektiv zu beschreiben. Vielmehr verlangt eine objektive Darstellung für Latour, „die Präsenz von vielen Objektoren, von Einwände liefernden Objekten“ (Latour 2007: 217) zu integrieren, wie die „Verfertigung“ (Latour 2007: 212) des Textes selbst und „die vermittelnden Zwänge des Schreibens“ (Latour 2007: 222). Dieses Verständnis von Objektivität deckt sich mit Donna Haraways Konzept der „Situated Knowledges“ (1988). Es meint, die Verkörperung des Blicks und eine spezifische Perspektivität anzuerkennen. Eine daran angelehnte wissenschaftliche Praxis erzeugt für Latour eine Steigerung ihrer Wissenschaftlichkeit durch eine Steigerung ihrer Relativität (vgl. Latour 2007: 213).

Folgt man diesen Hinweisen, stellt sich jedoch die Frage: Wie lassen sich die Komplexität, die Kontroversen und die Unbestimmtheiten der beobachteten Welt in einen Text übersetzen? Kann das auf eine einfache Art geschehen oder ist ein Bericht darüber zwangsläufig ebenso komplex (oder wie Callon schreibt: „total chaos“)? Annemarie Mol und John Law weisen in ihrer Einführung zum Band COMPLEXITIES auf eine basale Eigenschaft von Texten hin: „[...] *a single text cannot be everywhere at once. It cannot do everything all at the same time nor tell all.*“ (Law/Mol 2002: 6) Texte sind nicht nur keine Fensterscheiben, sie haben eine lineare Ordnung. Gute Texte, so könnte man sagen, respektieren diese Eigenschaft von Textlichkeit. Sie versuchen nicht, überall gleichzeitig zu sein und alles gleichzeitig zu tun. Ein guter Text ist einfach und immer nur an einem Ort. Das muss nicht heißen, Komplexität zu reduzieren oder zu negieren. „How might a simple text respect complexities?“ (Law/Mol 2002: 6) Mol und Law schla-

gen vor, verschiedene ordnende Darstellungen aufeinander folgen zu lassen: „Imagine looking at different pictures, one after the other.“ (Law/Mol 2002: 7) Jedes Bild ist eine Vereinfachung, Bereinigung oder Zähmung des Komplexen. Es ist sich seiner Einseitigkeit bewusst ist: „Each orders and simplifies some part of the world, in one way or another, but what is drawn is always provisional and waits for the next picture, which draws things differently.“ (Law/Mol 2002: 7) Die jeweiligen Ordnungen präsentieren sich als provisorische, ergänzbare und kontingente Beschreibungen. Jede Ordnung lässt bestimmte Dinge beiseite, die in einer anderen Ordnung eventuell auftauchen: „[...] *what is reduced or effaced in one may be crucial in another.*“ (Law/Mol 2002: 11) Das Einfache und das Komplexe existieren so nebeneinander. Wenn verschiedene einfache Ordnungen aufeinander folgen und nebeneinander stehen, offenbart und produziert sich Komplexität.

3.5 IMPLIKATIONEN?

Schließlich stellt sich die Frage nach dem Status des Berichts. Ist er repräsentativ? Ist er valide? Das Konzept von Repräsentativität, so Mol und Law, negiert Komplexität und produziert „closed orders“ (Law/Mol 2002: 15). Denn es stellt einzelne Fälle dar als „being representative of something larger—into which they neatly fit“ (Law/Mol 2002: 15). Eine Spezifität bezieht sich auf eine Gesamtheit, die sie illustriert oder im Detail darstellt. Ein gegenteiliger Umgang ist es, „*to take all cases as phenomena in their own right, each differing slightly in some (unexpected) way from all the others*“ (Law/Mol 2002: 15). „Valide“ und „Belastbar“ sind die getroffenen Aussagen dann nur für die spezifische Situation. Wissen erzeugt der Bericht zunächst lediglich über einen kontingenten Einzelfall: „[...] *the lessons it holds always come with the condition that, elsewhere, in other cases, what is similar and different is not to be taken for granted.*“ (Law/Mol 2002: 15).

In AFTER METHOD: MESS IN SOCIAL SCIENCE RESEARCH lädt John Law dazu ein, die Vorstellung von Wissen als etwas, das in vielen verschiedenen Kontexten Gültigkeit besitzt, zu befragen: „Perhaps we will need to rethink how far whatever it is that we know travels and whether it still makes sense in other locations, and if so how.“ (Law 2004: 3) Er berührt die Frage nach

der Übertragbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse. Aber kann sozialwissenschaftliche Forschung Wissen bereitstellen und einen Dienst erfüllen jenseits der Idee von Gültigkeit in verschiedenen Kontexten? Dieser Dienst wäre eher als Übung zu verstehen, die die Übenden sensibilisiert und mit neuen Kategorien zur Wahrnehmung der Welt ausstattet. Die Arbeit mit Fällen lässt sich als eine solche Übung und Sensibilisierung verstehen. Begreift man Fälle nicht als repräsentativ, können sie andere Aufgaben erfüllen, als die, für eine sie umgebende Gesamtheit zu stehen. Fälle, so Law und Mol, können ganz andere Dinge leisten und sind in diesem Sinn jenseits ihrer Eigentümlichkeit aufschlussreich:

„For instance, they may sensitize the reader to events and situations elsewhere [...]. They may seduce the reader into continuing to read, to ask what is going to come next. They may suggest ways of thinking about and tackling other specificities [...]. They may condense [...] a range of experiences, relations of a variety of different kinds. They may act as an irritant, destabilizing expectations.“ (Law/Mol 2002: 15)

Einen Fall nicht als illustrativ oder repräsentativ zu behandeln, ist ein weiterer Weg, um Beschreibungen zu erstellen, die Komplexität anerkennen. Die Qualität einer solchen Arbeit mit Fällen, aber auch die Frage, ob sie einen Dienst erweist, ließe sich fassen als die Resonanz, die sie bei ihren Leser_innen erzeugt. Es geht um die Frage, ob es gelingt „to move you, reader“ (de Laet/Mol 2000: 253).